

ren inhaltlichen Gliederung und sicheren Strukturierung darzustellen. Er bringt mit neuen Forschungsansätzen wieder Bewegung in die Diskussion um Stammesgrenzen, Zugehörigkeiten kleinerer Stämme zu Stammesverbänden und zur strukturellen Differenzierung zwischen Stammesgebieten und Territorien. Viele Karten erleichtern die Orientierung in diesem großen Arbeitsgebiet. Allerdings wäre es für Nichtkenner der mecklenburgisch-vorpommerschen Topographie hilfreich gewesen, die Flüsse in den Karten zu bezeichnen, um die Orientierung zu erleichtern. Manchmal ist es schwierig, die Beschreibungen der Stammesgebiete bzw. Territorien und deren Veränderungen nachzuvollziehen. Hier wären Detailkarten angebracht gewesen. Ansonsten ist die Arbeit eine gelungene Verbindung von Archäologie und Historie. Es seien ihr viele interessierte und kritische Leser gewünscht.

D-10435 Berlin
Kastanienallee 11
E-Mail: kerstin.kirsch@bldam-brandenburg.de

Kerstin Kirsch

ULRICH BACK / THOMAS HÖLTKEN, Die Baugeschichte des Kölner Domes nach baugeschichtlichen Quellen. Befunde und Funde aus der gotischen Bauzeit. Mit Beiträgen von Dorothea Hochkirche, Marc Steinmann, Bernd Päßgen und Gunter Quarg. Studien zum Kölner Dom Band 10. Verlag Kölner Dom e. V., Köln 2008. € 110,-. ISBN 978-3-922442-56-1. 558 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 90 Tafeln, 13 Beilagen und einer CD-ROM.

Sieben Jahre nach dem letzten Spatenstich im Dominneren wurde mit dieser Publikation ein zweiter gewichtiger Band herausgebracht. Er stellt gleich dem Vorhergehenden den Ertrag eines nicht nur in Deutschland einzigartigen Forschungsunternehmens im Zusammenhang vor und ist wie jener überwiegend vom Lande Nordrhein-Westfalen finanziert. Während der erste Band alle freigelegten Überreste behandelt, die älter sind als der Vorgänger des heute stehenden Domes (vgl. MARZOLFF, *Germania* 85, 2007, 466–471), ist der nun folgende dem archäologischen Aspekt eben dieses Neuen Domes gewidmet; damit wurde das meistdiskutierte Element der örtlichen Baugeschichte, jene *Antiqua ecclesia* nämlich, aus beiden Richtungen eingekreist. Es war dem Thema erst 2006 ein eigenes Kolloquium ausgerichtet worden; dessen Veröffentlichung wünscht man sich in einem kommenden Band der „Studien zum Kölner Dom“.

Abgesehen von wenigen begründeten Ausflügen über Fußbodenniveau hinaus (wo man sich im wesentlichen weiter an Arnold Wolffs Darstellung von 1968 / 95 halten wird), behandelt das vorliegende Werk also wiederum nur unter Tag liegende Bestände, in der Hauptsache Fundamente, Schüttschichten und Baustraßen, ferner Bischofs- und sonstige Gräber, Baugruben und Glockengussgruben sowie die jeweils zuzuordnenden Funde. All dies hat erst im Lauf der 55 Grabungsjahre an Gewicht gewonnen, denn anfangs war man (wie auch an anderen Plätzen) viel mehr auf die Ursprünge eines örtlichen Kultes konzentriert gewesen. Von hier aus zeigt sich nun die vorgeschlagene Unterteilung des mittelalterlichen Aufgehenden in elf Bauabschnitte (zuzüglich des umfangreichen Beitrages des 19. Jh.) im wörtlichen Sinne untermauert. Auch ohne dies Wissen gehört der mit all seinen Kriegsnarben bis zu den Spitzen aufrecht stehende ‚oberirdische‘ Dom schon zum unveränderlichen kollektiven Bilderschatz, bietet folglich auch keinen Freiraum für illusionistische Schaubilder der Art, wie sie den vorigen Band angreifbar macht, – die 13 kleinformatischen, auf Wolff zurückgreifenden Rekonstruktionen im neuen Band indes erscheinen mit ihrer unaufdringlichen Didaktik durchaus legitim.

Der uns nunmehr erschlossene ‚unterirdische‘ Dom ist auf seine Weise imposant, ging es doch darum, den Neubau im Verbund mit einem künstlichen Plateau nahezu 2 m oberhalb des hiermit

förmlich begrabenen Vorgängerbaues herzustellen. Die Notwendigkeit, alles was greifbar war, zur Aufschüttung zu verwenden, hat den Archäologen denn auch ein Fundaufkommen beschert, mit dem die magere Ausbeute der typischen Kirchengrabungen nicht vergleichbar ist. Fast noch mehr als die für immer sichtbar bleibenden oberen Teile geben die der Unsichtbarkeit geweihten Partien des Neuen Domes einen Begriff des ungeheuren, in eine neuartige Welt führenden Dimensionssprunges von 1248. Zweifellos musste die Mentalität der Erbauer außerordentliche Spannungen verkraften, so lange das ersehnte, schlanke und transparente Aufgehende noch in weiter Ferne stand, und auch danach stemmte eine provisorische Abschlusswand nach der anderen sich dem Elan entgegen. Die Dokumentation eines diesbezüglichen Wegenetzes sowie sonstiger *ad hoc*-Strukturen ist, da sie uns zu dem Endergebnis auch den Prozess mit allen ihm eigenen Fehlschritten und Korrekturen verdeutlicht, ein besonderes Plus dieses Bandes 10. Ein Umdenken verlangt – zumal der axial gedachte Grundstein sich nicht hat finden lassen – der diesbezügliche Bearbeiter mit der Auffassung (S. 17 ff.), dass der faktische Baubeginn eher 1251 als 1248 zu setzen und dabei nicht an dem (schwer einzumessenden) polygonalen Chorhaupt, Stätte des Gründergrabes, sondern an einer Querhausflanke mit anschließenden Rechten Winkeln zu lokalisieren ist.

Bot das Südquerhaus nun tatsächlich zwei erwünschte Koordinatenkreuze, so offenbart das Vermessungsnetz der modernen Grabung trotzdem ein westwärts zunehmendes Abschwenken der Hauptachse – hin zu der Ausrichtung des Alten Domes, welcher sich wohl nicht so leicht 'übergehen' ließ. Es zeigen sich auch die Fundamente und schon ihre Baugruben keineswegs einheitlich (und damit spiegelgleich), nämlich in der Südhälfte des Bauwerks, in den Ost- wie den Westteilen, voluminöser gebildet; Punktfundamente – mit dem statisch sinnvollen Querschnitt des Übereckquadrates – sind hier seltener als Streifenfundamente, im Norden ist es umgekehrt, wobei die Streifen auch noch unterschiedlich orientiert sind. Ja, die südliche Partie des Westbaues gründet auf einer (zwar uneinheitlichen) einzigen Platte von rund 28,50 × 31,50 m. Von einem gleichmäßigen Vorrücken von Ost nach West kann also nicht die Rede sein, zudem kamen im Langhaus (nicht im Chor) die Binnenstützen vor den Außenwänden an die Reihe. Eine Ursache des Ungewohnten ist wohl die vorherrschende Zugänglichkeit des Bauplatzes von Norden, nicht von Westen her. Es sind auch die angezielten Tiefen sehr unterschiedlich, variieren um fast 15 m. Fundamente der Querhausfronten samt hangüberwindenden Freitreppen kamen im Mittelalter allenfalls noch ansatzweise zustande, die störende Placierung einer kleinen neuen Kirche 1508 erweist, dass man damals bereits die Vervollständigung des Riesenbaues aufgegeben hatte. Wenn nicht von Anfang an, so doch recht bald wurde eine frei vorspringende, mehrräumige Sakristei (mit Schatzkammer) in die Planung einbezogen; sonstige Annexe, etwa Verbindungsbauten zum Domstift, scheinen nicht vorgesehen worden zu sein, – das Wachstum dieses architektonischen Solitärs auf Kosten einer Einbindung in das alte Siedlungsgefüge wirkt wahrlich transzendent, ganz behaglich ist es aber nicht. Zu den entwurfsgemäßen kommen nicht wenige, schwächere Unterbauten provisorischer Bauteile, weitgehend als so genannte Sparbögen ausgeführt.

Die gegenüber dem Alten Dom außerordentlich gesteigerte Breitenentwicklung hatte – wie auch bei anderen hochmittelalterlichen Kathedralen in Randlage – erstmals das Überschreiten der antiken Stadtmauer erfordert; im Sakristei-Untergeschoß ist dieselbe auf mehr als 7 m bewahrt geblieben (und Gegenstand einer beeindruckend detaillierten Bauaufnahme geworden). Die neuen Substruktionen gliedern sich im Prinzip in eine untere Zone, die innerhalb verschalter Baugrube gegossen, und eine obere, die stockwerksweise, dabei mit zunehmender Güte der Ausführung, freistehend aufgemauert und alsbald durch Anschüttung ausgesteift wurde. Der diesbezügliche Wechsel verteilt sich auf unterschiedliche Niveaus, angefangen mit dem des Altbaus; dass ein und derselbe Bauteil in Abschnitten errichtet wurde, trägt noch zur Komplikation des Bildes bei. Der Inhalt von Grubenfüllungen und Schüttschichten zeugt vom Leben zwischen den hochwachsenden Pfeilern und in den sie umstehenden Handwerks- und Händlerbetrieben; nicht zuletzt ist die Proportionierung der

Fundgattungen lehrreich: das vielerorts so rare ‚rheinische‘ Steinzeug in überwältigender Fülle (da zerbrochen nutzlos), andererseits wenig Metall (da zerbrochen kaum je nutzlos), dafür wieder etliche Hinterlassenschaften von Nischen-Professionen, wie Rosenkranzmachern und Brillenmachern.

Rez. war von den bei Bearbeitung der hoch- und spätmittelalterlichen Befunde und Funde gewonnenen Resultaten so beeindruckt, dass er sie in Auswahl schon der ordnungsgemäßen Beschreibung der Publikation voranstellte. Welche Mühe diese Bearbeitung gekostet haben muss, sei beispielsweise dadurch illustriert, dass das Koordinatensystem der Grabung seinen Nullpunkt, gemäß der obsoleten ‚Grabhügel‘-Methode, im Zentrum der Vierung hat, dass also längs wie quer ein Wechsel von Plus- und Minuswerten zu bewältigen ist. Es erwartet aber auch die Leserschaft des fertigen Bandes eine Portion Arbeit. Der Inhalt ist weniger homogen, als der Titel vorgibt, und hierbei nicht recht übersichtlich gegliedert (Beiträge Hochkirchen!). Die teilweise wohl der Ökonomie halber beigegebene CD-ROM enthält Doubletten der Fundkataloge von Hochkirchen und Höltken und zu den Beiträgen von Back ein Bildquellenverzeichnis sowie zehn Extradateien mit Zusatzdokumentation, die eines Spezialprogrammes bedürfen, dessen Erwerb Rez. unterlassen hat.

Das knappe „Geleitwort“ zeichnet die Dombaumeisterin Barbara Schock-Werner, die ausführlicheren „Vorbemerkungen“ mit der verständlicherweise nicht problemarmen Grabungsgeschichte tragen hingegen keinen Verfassernamen (dürften aber U. Back zuzuschreiben sein); man muss wissen, dass die Grabungslizenz der vom Domkapitel beauftragten Forscher an den Außenwänden endete und dass jenseits davon die Stadtverwaltung arbeiten ließ, mit eigenen Methoden und eigenem Dokumentationsfundus. Das eigentliche Werk ist dreigeteilt in auswertende Darstellungen (S. 13–260), Kataloge (S. 361–532) und intermediären Tafelteil. Den Abschluss macht ein 23-seitiges Literaturverzeichnis.

Der Hauptbeitrag von U. Back liefert die Darstellung der Bau- und anderen ortsfesten Befunde (welche wie in Band 9 fortlaufend im Sinne des ‚Locus‘-Systems nummeriert sind), verbunden mit ihrer Deutung und hierin einbezogener Diskussion der Schriftquellen. Der Beitrag ist spröde, in den zusätzlichen Erklärungen oft redundant, zugleich reich an scharfsinnigen Detailbeobachtungen. Er ist untergliedert in „Baubeginn“, „Osthälfte“, „Westhälfte“, „Ende“ (in Gestalt nämlich des verwaist bleibenden Südwestturmes), dazu kommt ein Exkurs zum sich wandelnden Verhältnis von (weichendem, gewestetem) Altem Dom und (vordringendem, geostetem) Neuem Dom, einschließlich der Verlegung des Dreikönigenschreines und der alten Bischofsgräber. Hierbei muss nicht etwa daran gedacht werden, dass das mehr und mehr stockende Fortschreiten des Rohbaus mit einem Stau des Ausbaues verbunden war; schon der einstweilige Torso im Osten (etwa den heutigen Anblick der Kathedrale von Beauvais bietend) füllte sich rasch mit einer statusgemäßen liturgischen und dekorativen Ausstattung. Hochaltar und Chorgestühl standen bald nach 1311. Wenden wir den Blick zurück in den Untergrund, so hätte deutlicher akzentuiert werden können, dass Baugruben, die vom Altniveau aus absinken, und solche, die oberhalb, in frischen An- / Aufschüttungen liegen, recht unterschiedlichen Befundkategorien angehören; die von Back (z. B. Anm. 85) präzise erfasste Dynamik im stratigraphischen Bild des zweiten Bereiches spricht dafür. Dort wo die Grabung einmal ‚noch‘ nicht weit genug reichte, erlaubt der Bearbeiter sich Extrapolationen, die m. E. nicht übers Zulässige hinausgehen. Angaben zu Bautechnik und -material sind überwiegend in die Fußnoten (zu diesen noch unten) verwiesen. Dass Backs Tafelteil mit einem Signaturenverzeichnis für Maueraufrisse und Grabungsprofile aufwartet, sei deshalb erwähnt, weil Band 9 ein solches vermissen ließ.

Von den kaum zählbaren hoch- / spätmittelalterlichen Kleinfunden untersuchte Th. Höltken (was der Beitragstitel nicht verrät) nur das westlich der Vierungsmittelpunkte geborgene Fundgut einer II. / III. Bauperiode (ab 1322) eingehender, und auch dies nur in einer u. a. von unzureichender Stratifizierung oder ausgebliebener Restaurierung bedingten Zwei-Drittel-Auswahl; die Funde der I. Periode liegen bereits in einer Bamberger Dissertation von 1999 (L. JANSEN, nicht in Buchform) vor, welche auch

schon eine (bei Back nur sporadisch angezogene) Darstellung der entsprechenden Baugeschichte enthält. Höltken verteilt sein Material innerhalb der Perioden II und III auf neun primäre und fünf sekundäre Ablagerungsphasen, die tendenziell mit Backs Befundgruppen-Abfolge parallel laufen; dass er eine förmliche Kongruenz nicht herzustellen versucht, erklärt sich durch seine – lesenswert kritische – Einstellung zum Datierungswert von Funden im Rahmen des Befundes (worin der Baubefund wieder eine Sonderrolle spielt), auch hält ihn die je ‚Phase‘ sehr unterschiedliche Fundmenge zur Vorsicht an. Wie schon angedeutet, macht Gefäßkeramik den Löwenanteil aus, wovon schon ab Beginn der II. Periode volle zwei Drittel auf Steinzeug Siegburger und Brühler Provenienz entfallen, – mit Genugtuung wird festgestellt, dass dieser Komplex eine große Lücke in der Kenntnis der sichtlich europaweit ausgreifenden rheinischen Keramikproduktion ausfüllen hilft. Ob die anderen Fundgattungen wirklich vollständig in dem gewiss schon genug umfangreichen Beitrag vertreten sind, wird nicht recht klar. Für das fehlende Flachglas erhält man den Verweis auf kommende Bearbeitung, vergeblich sucht man aber in den Sparten ‚Metall‘, ‚Stein‘, ‚Sonstige Keramik‘ nach Angaben zu Dach- und Fensterblei, Schieferplatten, Dachziegeln und dergleichen baubezogenem, nicht eben nebensächlichem Fundgut: Kam es nicht zur Ablagerung? Sah sich, wenn aber doch, Höltken dafür nicht zuständig bzw. war es gar nicht aufbewahrt worden? Wie auch immer, der Bearbeiter, relativ flüssig schreibend, belässt es nicht bei einer sachlich-professionellen Vorlage „seines“ Materiales, sondern zieht daraus auch (S. 176 ff. 200) Folgerungen für die anscheinend gar nicht üble soziale und ökonomische Situation auf einer der wohl größten Baustellen der spätmittelalterlichen Welt.

Einen Ausschnitt aus dem Großfund-Aufkommen gibt D. Hochkirchen mit erhaltenen Werkstücken des provisorischen Westportales – einem Material, das kunstgeschichtlich harmlos, aber technisch interessant ist, dies speziell im Hinblick auf die Steinmetzzeichen: Sie verfolgt dieselben durch den übrigen (oberirdischen) Dom in einem ziemlich umfangreichen Beitrag zu dessen spätester Baugeschichte, mit Abstechern noch zu anderen Kölner Kirchen und gar zu St. Justinus in Höchst, begleitet von Überlegungen zur individuellen Schaffenszeit. Dankbar ist man auch für einen Exkurs zum heutigen Stand der Steinmetzzeichen-Forschung (S. 216 ff.).

Spätmittelalterliche ‚Pfeifenton‘-Figürchen – teils als Spielzeug, teils als Pilgerzeichen dienend – sowie ersatzweise deren und auch andersartige Gussformen legt M. Steinmann vor; erfreut ist Rez. hier an einem badischen Springerle-Rezept (Anm. 7) hängengeblieben.

34 Münzen und münzähnliche Objekte, endend (in Grab) um 1670, behandelten B. Paffgen und G. Quarg.

Eine Zusammenfassung der unterirdischen Forschungsergebnisse zum Neuen Dom (ohne Fußnoten) gibt schließlich, in seiner Eigenschaft als Verantwortlicher des zu diesem Buche führenden Projektes „Archäologie des gotischen Domes“, Th. Höltken, verteilt abermals Backs 18 Baubefundgruppen auf seine drei Hauptbauperioden (mit unterschiedlicher Fundüberlieferung!) und bezieht diesmal auch Jansens Resultate sowie alte und neue Beobachtungen am Aufgehenden ein; zwei fehlerhafte Bauteilbenennungen (S. 257) erschweren zunächst etwas das Mitgehen.

In dem Katalog-Drittel sind in U. Backs schmerzhaft ausführlichen, zahlengesättigten Befundkatalog, von „16. Jh.“ bis „spättrömisch“ springend, nicht nur Bestandteile des Alten Domes aufgenommen, was hier und da sehr wohl seinen Sinn hat, sondern auch noch ältere Befunde. Dies in der gleichen Ausführlichkeit, mit der sie schon, wenn auch mit anderem Wortlaut, S. Ristow in Band 9 katalogisiert hat, – welches Lemma ist denn nun gültig? Jedenfalls wirft solche Überschneidung kein günstiges Licht auf den Grad der Synergie im Hause.

Th. Höltkens Fundkatalog erfasst im Einzelnen, analog zu dem auswertenden Beitrag, nur eine Auslese aus rund 81 650 Objekten; der Rest nährt immerhin mit die Statistik. In knapper Weise

sind mitkatalogisiert nachgotische Stücke und vorgotische (letzte z. T. auch in Ristows Katalog enthalten), – das Gemisch von ungleich ausführlichen Angaben ist ein wenig verwirrend.

D. Hochkirchens Fundkatalog betrifft das gleiche Arbeitsfeld wie das von Höltken und geht mit 155, z. T. wiederum vorgotischen Objekten (wobei es sich immer noch um eine Auswahl handele) über ihren Hauptbeitrag erheblich hinaus. Gemäß der (teilweise sehr ausführlichen) Beschreibung sind wohl recht bedeutende Stücke dabei, der zugehörige Tafelteil beschränkt sich indessen auf 13 Photographien (wie schon in Band 9 ohne Beigabe eines Maßstabes!) und 0 Zeichnungen, – die anerkannte Sachkenntnis dieser Autorin bleibt so – was man keinem Scherbenbearbeiter zumutete – ohne praktische Stütze. Werkstücke von lothringischem Kalkstein (Fundkompl. 74) dürften umgearbeitete römerzeitliche Stücke sein. Die gewiss zahlreichen ortsfesten Spolien in den gotischen Substruktionen (zu welchen auch Verworfenes aus dem aktuellen Bauvorgang gehört) sind leider gar nicht in die Bearbeitung einbezogen worden.

Zu dem Block der Tafeln verschiedener Autoren kommen 151 Textabbildungen und die gefalteten Beilagen für größere Zeichnungen.

Die Hersteller dieses zehnten Bandes der Reihe sind dem Benutzer in einigem dienlich, in anderem weniger.

Wieder ist man mit unangenehm kleinen Schrifttypen konfrontiert; die vielfach enorm umfangreichen, da ja ein Gutteil der Primärdarstellung übernehmenden Fußnoten und die unsystematisch verteilten Bildtexte, jeweils im Flattersatz, die ersten dabei ohne Einzug, ohne Durchschuss, sind nur mit besonderer Anstrengung zu lesen. Zugleich bleiben zwischen Satzspiegel und Bruch bzw. oberem Seitenrand, einer Designermode folgend, im M. 4,7 cm / 3,2 cm frei (eine weitere lässliche Mode: der graue Farbton von Zwischentiteln, S. 513 ff.). Im Literaturverzeichnis befremden die Sigel mancher ausländischer Publikationen. Bloße Druckfehler gibt es kaum.

Die Zeichnungen sowohl von Befunden als von Funden sind zumeist von befriedigender Qualität, im Falle der von A. Pancini und G. Fitzek beigesteuerten manuellen Bauaufnahmen und Rekonstruktionen dies sogar in einem Maße, das an Ausbildung bei kompetenten Bauforschern denken lässt. Dass thematisch sich entsprechende Pläne einen einheitlichen Maßstab besitzen müssen, ist oft missachtet, diesmal erfreulicherweise nicht. Bei den mit Computerhilfe gefertigten Zeichnungen, so den wiederholt unterlegten Plänen des Alten Domes, fällt es (wie schon 2006, s. o.) auf, dass das eingesetzte Programm zwischen entwurfsgemäßen Bauteilkanten und zufälligen Bruchkanten nicht unterscheidet. Gänzlich an Überzeugungskraft fehlt es der Abb. 9, Rez. will sie nicht gesehen haben. Als hilfreich, da der Klärung komplizierter Zusammenhänge dienend, ist hinwiederum die reichliche Anwendung der Farbe in den analytischen Planzeichnungen hervorzuheben; es gibt für Phasen-Folgen einen Farbkanon auf der Grundlage des Regenbogens – je Plan allerdings in unterschiedlichem Rhythmus, was das Gedächtnis zu Balanceakten zwingt. Geschickter wäre es gewesen, die Farbwertskalen als gesonderte Legenden neben die Abbildung zu legen (wie immerhin in Beil. 1 und 5 geschehen), als sie umständlich in den Bildtexten zu verbalisieren. Als eine versöhnende kleine Aufmerksamkeit sei die Einbindung dreier verschiedenfarbiger Lesebändchen in das dicke Buch erwähnt.

Ebenso wie die vorausgegangene ist die letzterschienene Publikation zum Kölner Dom das Produkt außerordentlicher Arbeitsleistung, die sich hier allerdings auf die doppelte Anzahl von Autoren verteilt. Entsprechend stärker ist der Eindruck, dass zu verschiedenen Zeitpunkten an verschiedenen Plätzen mit unterschiedlichen Hilfsmitteln gearbeitet wurde, dass indessen am Ende eine gewisse Abstimmung gelungen ist. So sollten denn auch die Leser so stoisch wie der Dom selbst die Heterogenität der „Studien“ hinnehmen, – es gibt aus dem neuen Band viel zu lernen, was man vorher noch nicht wusste. Zwar kennen wir gezielte, wenngleich begrenzte Beobachtungen noch aus dem Untergrund von Amiens und Reims, auch Regensburg, nicht zu vergessen den forschenden Eingriff

von 1665/66 in Straßburg. Doch die Zahl der großen gotischen Kathedralen ist sehr groß, und wenn wir, dank nahezu flächendeckender archäologischer Forschung, über die frühmittelalterlichen und spätantiken Sakralbauten auf dem Horizont ihrer Substruktionen recht gut unterrichtet sind, so trifft dies eben für jene viel weniger zu. Dass es nicht genügt, nur ihr glücklich erhaltenes Aufgehen im Detail zu kennen, beweist die unzweifelhaft strapaziöse Arbeit für das besprochene Buch – das freilich eine auch nicht mühelose Lektüre verlangt.

Rezension eingereicht am 08.06.2010
D-69126 Heidelberg
Jaspers-Str. 33

Peter Marzloff

HERMANN MÜLLER-KARPE, Religionsarchäologie. Archäologische Beiträge zur Religionsgeschichte. Verlag Otto Lembeck, Frankfurt a. M. 2009. € 24,-. ISBN 978-3-87476-578-7. 271 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Der Bitte des Autors, diesen Band in der *Germania* anzuzeigen, komme ich zögernd nach – zögernd, weil die behandelten Themen und deren kulturelle Zugehörigkeit zum größten Teil weit außerhalb meines engeren Fachgebietes liegen. Widerstehen mochte ich indes nicht, da es durchweg Beiträge von allgemeinem kulturgeschichtlichem Interesse sind. Zugleich kommt die Zusammenstellung insofern zur rechten Zeit, als die kultisch-religiöse Deutung vorgeschichtlicher Phänomene auch in Deutschland – nach längerer Zurückhaltung – seit einigen Jahren wieder lebhaft diskutiert wird, seien es „Gaben an die Götter“ oder „Rituelle Landschaften“.

Die Besonderheit des Buches liegt gewiss darin, dass Hermann Müller-Karpe sich persönlich in ganz ungewöhnlicher Weise mit den unterschiedlichen Ausprägungen des Christentums auseinandersetzt (vgl. H. MÜLLER-KARPE, *Archäologisch-christliche Reflexionen* [Bonn 2006]; DERS., *Zur Aktualität christlicher Weltanschauung. Aufgrund einer geistesgeschichtlichen Sicht des Urmenschen* [Frankfurt a. M. 2008]). Sicherlich erwächst daraus auch die Intensität, mit der er religiösen Phänomenen in der „anonymen“ Vorgeschichte gleichermaßen nachspürt, wie in antiken oder in frühgeschichtlichen Kulturen. Von besonderem inhaltlichem und methodischem Reiz ist es, dass Beispiele aus der vorderasiatischen und mediterranen Welt, aus West-, Mittel- und Nordeuropa und dem weiten asiatischen Raum eindringlich beleuchtet werden.

Die 13 im Band versammelten Beiträge sind ab 1958 in über 50 Jahren wissenschaftlicher Tätigkeit entstanden; insofern ist der Band in doppeltem Sinne dem Buch von GEORG KOSSACK, *Religiöses Denken in dinglicher und bildlicher Überlieferung Alteuropas aus der Spätbronze- und frühen Eisenzeit, 9.–6. Jahrhundert v. Chr.* Geb. Bayer. Akad. d. Wiss. Phil.-Hist. Kl. Abh. N. F. 116 (München 1999) an die Seite zu stellen, dessen einzelne Beiträge ebenfalls innerhalb von 50 Jahren entstanden sind.

Hermann Müller-Karpes Erstfassungen sind teils gekürzt, teils überarbeitet oder ergänzt, und teils von ihm weitgehend neu gefasst worden; letzteres gilt für das erste Kapitel „Zur Religionsgeschichte der Urmenschheit“, das auf verschiedenen älteren Beiträgen fußt; es kann als eine Einführung verstanden werden, weil hier grundsätzliche Positionen dargelegt werden. Er setzt sich nämlich als Geisteswissenschaftler mit der naturalistischen Deutung des Menschen als Geistwesen auseinander: „[Die] neurobiologischen Forschungsergebnisse beziehen sich ausschließlich auf das physische Substrat des Menschen [...], ohne etwas auszusagen über das hier anstehende Problem: wie pleistozäne Hominiden zur Ausbildung des spezifisch-menschlichen denkenden Bewusstseins gekommen sind. [...] Wenn dennoch heute in der Fachforschung und mehr noch in der breiten Öffentlichkeit die